

Offener Schreibebrief von Lizzie Hanffengel.



edersprechens gefüht, wo er bei die Kids uffgepedit hot. Er hot gesagt, er deht e „bati Zeim tuncelt“ edspedte un hot gesagt, „ju bett juhr Bubits“ un „nakt an juhr Tintelp“ un do hen ich genug gehabt. Ich hen mich fort gemacht un es hot nit lang genomme, do is auch der Franz komme. Er hot gesagt, das war e sonniges Mehdche, wie er e paar Worte gefagt hatt, war je allawer geblocht un war zu ihren Ba gange, un hatt den edbes gefagt un dann war je nit mehr zu ihn tomme. Was hot du denn zu je gefagt, hot der Philipp gefragt un do hot er genzert, er hatt weiter gar nids gefagt wie Schuderlump un Hannie; er wist nit, was das meine deht, awer ich deht das doch auch oft zu den kleine Bub sage. Das seitels it, hot der Phil gefagt, mir besser gehe heim. „Kosser, hen ich gefagt, mir stehe hier un mer sich auch gefarne, awer ich wist lieber, mer wäre heim, bitahs was noch gehäpnd is, das duht einiges biete. In mein nächste Brief will ich Nene alle Dietehls schreibe. Mit beste Riegards juhrs

Lizzie Hanffengel.

Venetianische Kostum.

Im 15. Jahrhundert war die Kostum in Venedig auf ihrem Höpndt, sie diente nicht nur dem Geschm, sondern hot auch dem Auge Genüffe. Die Venetianer sind auch die Ersten gewesen, welche die Gabel einführt, trotzdem man noch im 16. Jahrhundert sich oft anstatt dieser der Finger bediente. Allerlei Spezerien wurden damals aus dem Orient eingeführt. Sanfoino erzählt uns, man habe per Woche 500 Ochsen und 250 Schafe geschlacht. Gegen den übertriebenen Luxus bei den Schmaufereien erließ die Republik Dekrete auf Dekrete, die aber nie etwas gefucht haben. Im 14. Jahrhundert verbot man von September bis Carneval Einladungen an Frauen, die nicht Verwandte des Gestichtes waren, und zur Fastzeit wurde überhaupt strengstens unteragt, Freunde ins Haus zu laden. Im Jahre 1450 ward vorgeschrieben, das nicht mehr als ein halber Dukat per Kopf für jeden Eingeladenen aufgegeben werdend ürfe. Unteragt war später auch der Verkauf von Falanen, Pflauen, Auerhähnen und Horellen.

Die Verbote ergingen — aber trotzdem: nur ein ausgezeichneter Wagen war im Stande, bei den Gastmählern das Aufgetragene zu bewältigen; bei einem Bankett z. B. wurden nicht weniger als 90 Gänge servirt, zur Ehre Heinrich des Dritten aus Polen ihrerseits 1260! Man parfümierte das Essen und streute Goldstaub darüber, was angeblich das Herz verjüngend sollte. Rhein- und Moselwein waren auf diesen Tafel nicht Seltene. Es ist uns ein Menu aus jener Zeit aufbewahrt, das sich seiner Weisheit wegen leider nicht wiedergeben läßt. Goldene Candelaber, Postale aus Glas oder Edelmetall zierten die Tafel, und als die Keramik auf die höchste Vollendung gebracht, prangten auf den Tafeln auch die schmucksten Vasen, in denen Blumen blühten. Jene Gastmähler waren selbstverständlich von Musik begleitet; unter Anderem ließ des Defestern die berühmte Cassandra Fedele ihre Veler zur Erheiterung der Gäste ertönen. Allerlei Kurzweil wurde getrieben: aus einer Pastete entwichen plötzlich Vögel, die man um die Wette einfing u. s. w.

Der parlamentarische Sprachschab.

Der Vorleserschab des österreichischen Parlaments, schreibt die Wiener Morgenzeitung, wird immer reicher. Nicht nur bringen die Vertreter der verschiedenen Berufszweige die Terminologie ihrer Beschäftigungen in die „hohe Haus“, nicht nur tragen die vielen fremdsprachigen Wendungen in den Reden nichtdeutscher Abgeordneter zur Colorierung der parlamentarischen Sprechkunst bei, nicht nur machen die Deputirten häufige Sprachanleihen bei Wirthshausaufzauern und Kneipbrüulern — nein, sie schwingen sogar zu Neoloaismen auf, schaffen aus eigenen Fyonds vollkommen neue Worte. So zum Beispiel in einer kürzlichen Sitzung herr Bernerstorfer: Wir lassen uns nicht fallenhahnen und nicht bestelstremem, rief er unter dem Beifall seiner Parteigenossen aus. (Der Graf Falkenhahn hatte zur Zeit der Baden-Übergresse einen reaktionären Antrag auf Aenderung der Geschäftsordnung im österreichischen Abgeordnetenhaus eingebracht.) „Ich „fallenhahne“, „ich bestelstremem“ — zwei reizende Verba, deren Konjugirung den Schulen zu empfehlen wäre. Eine grammatikalische Frage. Heißt das Participium perfecti: „gefallehahnt“ und „bestelstremt“ oder „fallenhahnt“ und „bestelstremt“? Ein wahres Glück, daß die berühmte Lex aus den Sturmtagen des Jahres 1897 vom Grafen Falkenhahn und nicht vom Grafen Diebuszpdit eingebracht wurde. Man denke nur: „Wir lassen uns nicht diebuszpditieren!“ worauf der Graf vielleicht couragirt erwidert hätte: „Ich bin stolz darauf, Euch diebuszpditieren zu haben!“

Der Gescheitere gibt nach. Ein unsterbliches Wort. Es begründet die Welt Herrschaft der Dummkheit.

Die Frühlingsabidhter in Deutschland wollen eine Union gründen. Der Papiertor-Trust wird „unlauteren Wettbewerb“ geltend machen.

Im Königreich des Eisens.

Die französischen Werte zu Montchanin. Lungen der Hochöfen. Glühende Erzfluthen.

Tiefblauer Himmel und Sonnenschein. Der Zug hat jeden Montchanin (Frankreich) passiert. Dort unten vor uns erhebt sich eine schwarze, undurchdringliche Wolke, die schwerfällig aus der Erde emporzusteigen scheint und den Himmel verbunkelt. Das ist der Rauch der Hochöfen. Je näher wir kommen, desto deutlicher vermögen wir zu unterscheiden. Hundert Riesenschlote schleudern Rauchschlangen in die Luft; andere, die nicht so hoch sind, athmen weniger geräuschvoll und speien nur stöhrende Dampf aus. Dies Alles durchdringt sich, breitet sich aus, schneidet in der Luft, hüllt die Stadt ein, erfüllt die Straßen, verbirgt den Himmel und erstickt das Sonnenlicht. Es ist fast dunkel hier.

Ein dumpfes, ununterbrochenes Geräusch läßt die Erde erzittern, der sich aus tausend Geräuschen zusammensetzt und den in jedem Augenblick ein schrecklicher Stoß unterbricht, unter dem die ganze Stadt zu erbeben scheint. Wir nähern uns jetzt den Arbeitsstätten.

Welch zauberhafter Anblick! Das ist das Königreich des Eisens, in dem Seine Majestät das Feuer herrscht! Feuer sieht man überall. So weit das Auge reicht, erstrecken sich ungeheure Gebäude, so hoch wie Berge und bis zum Himmel hinauf angefüllt mit Maschinen, die sich drehen, fallen, wieder aufsteigen, sich bewegen, sich unermüdet regen und dabei leuchten, flimmern, inarzen und freischen. Und alle arbeiten mit Feuer. Hier sieht man schmelzende Kohlenfluth, dort mächtige Flammen, weiterhin Blöde glühenden Eisens, welches die Defen verlassen, in die Maschinen gehen, wieder herauskommen, hundert Mal dahin zurückkehren, immer wieder die Gestalt verändern und noch immer in der Hothluth strahlen. Gefräßige Maschinen verzehren das weißglühende Eisen, brechen, schneiden, zerlegen, strecken und reden es lang aus; sie gestalten es schließlich zu Lokomotiven, Schiffen, Kanonen und tausend anderen Dingen, die bald sein, wie von Künstlerhand getrieben, bald ungeschwehlich, wie von Riesen geformt, bald zierlich und complicirt, bald roh und ungeschliffen erscheinen.

Wir wollen versuchen, sie näher zu betrachten und ihr Entstehen zu verfolgen.

Wir treten rechts ein, wo in einem riesigen Saale vier ungeheure Maschinen arbeiten. Langsam bewegen sich die Räder, Kolben und Stangen. Was bewegen die? Nichts anderes, als den Dien, in denen das Erz geschmolzen wird, Luft zuzuführen. Sie sind die ungeheuren Lungen der riesenhaften Defen, die wir sehen. Sie athmen, nichts weiter; sie bewirken, daß die Ungeheuer leben und verzehren, was ihnen zugeführt wird.

Da sind auch die Schmelzherde. Es sind zwei, die sich an den beiden Enden eines langen Saales erheben, sturmhoch, dickbauchig, dabei laut brüllend und eine solche Gluth ausstrahlend, daß noch auf hundert Meter Entfernung die Augen glühend sind, die Haut derselben wird, und man wie in einem Schweißbade atmet.

Wie tobende Vulkanen erscheinen sie. Das Feuer, das sie ausspeien, ist weiß, sein Anblick unermügend, und die Gewalt und der Uerm, womit es emporgeschleudert wird, veranlaßt, daß man sich keine Vorstellung davon machen kann.

Hier locht das Eisen, aus dem man Schienen macht. Ein kräftiger, erst blinder junger Mann mit einem großen, schwarzen Füllhut beobachtet die entsehlige Gluth aufmerkfam. Er sitzt vor einem Rade, das Rehnlichkeit hat mit dem Steuer eines Schiffes, und mitunter bewegt er es auch auf ähmliche Art. Sofort erhöht sich die Wuth des Ungeheuers. Es speit einen wahren Orkan von Flammen aus, weil der Schmelzmeister den mächtigen Luftstrom, der beständig hindurchgeföhrt wird, noch vermehrt hat.

Wie ein Kapitän steht der Mann da und führt ab und zu ein Glas an die Augen, um die Farbe der Gluth prüfend zu betrachten. Auf einen Wind vom ihm kommt ein Wägelchen angepökt und schüttet neue Erzmassen in den tobenden Feuerfluth. Wieder prüft der Schmelzmeister die Farbe der feurigen Loh und sucht nach einer Veränderung; plötzlich dreht er ein anderes Rädchen und verest dadurch den furchtbaren Kessel in schaukelnde Bewegung. Langsam dreht er sich, während er einen blendenden Funkenregen zum Dache des Saales empor schleudert, und mit komischer Grazie,

einem Elefanten vergleichbar, der sich anmuthig verbeugt, läßt er einige Tropfen seiner feurigen Flüssigkeit in ein Schmelzgefäß laufen, das man hinhält; dann dreht er sich lärmend zurück.

Ein Mann trägt die feurige Masse fort. Sie bildet jetzt einen kleinen, rothen Klumpen, den man unter einem durch Dampf in Bewegung gesetzten Hammer legt. Der Hammer schlägt zu, zermalmt und hämmert das glühende Metall dünn wie ein Blättchen. Dann wird es sofort in kaltem Wasser abgekühlt. Gleich darauf wird es von einer Jange erfasst und gebrochen; der Meißer prüft die Bruchfläche, bevor er den Befehl giebt: „Ausfließen lassen!“

Der Kessel neigt sich von neuem und gießt wie ein Diener, der die Gläser an der Tafel füllt, die glühenden Fluthen des Erzes, die er in seinem Innern birgt, nacheinander in eine Reihe von Gußformen, die rings umher aufgestellt sind.

Er bewegt sich so natürlich, so einfach von seinem Plage aus, wie wenn er belebt, besetzt wäre. Damit dieser phantastische Koloss sich bewege, seine Arbeit verrichte, sich um sich selbst drehe, genügt es, verschiedene große Hebel zu berühren oder auf kleine Knöpfe, ähnlich denen der elektrischen Kautemerte, zu drücken. Eine geheimnißvolle Kraft, ein fremdartiger Geist scheint über dem ganzen zu schweben und die langsamen aber leichten Bewegungen dieser seltsamen Maschine zu bezerzchen.

Wir gehen hinaus. Unser Gesicht ist wie geblendet, aus den Augen will das Blut hinauspringen.

Zwei aus Ziegelsteinen aufgeführte thurmartige Gebäude erheben sich draußen, viel zu hoch, als daß man ein Dach darüber gebaut hätte. Eine unerträglich hohe geht von ihnen aus. Ein mit einer eisernen Schürstange bewaffneter Mann stößt damit in eine am Fuße dieser Thürme befindliche Oeffnung. Etwas, das wie Schladen ausfließt, fällt heraus. Er bohrt tiefer. Bald erscheint ein Lichtschein wie ein heller Punkt. Noch zwei Stöße und heraus stürzt ein Feuerbach, dann folgt ein Feuerstrom von der Erde gegrabenen Rinnen und fließt unablässig. Das ist die geschmolzene rohe Erzmasse. Man weicht vor diesem schrecklichen Strom zurück, man schlüft in die hohen Gebäude, wo die Lokomotiven und die großen Maschinen der Kriegsschiffe gemacht werden.

Hier sieht und unterscheidet man zuerst gar nichts. Man verliert die Nähe den Kopf. Das ist ein Labyrinth von Wällen, Röhren, Riemen und Jahnträdern in voller Bewegung. Bei jedem Schritt findet man sich einem Ungeheuer gegenüber, das rothglühendes oder schwarz, Eisen verarbeitet. Hier werden mannsdicke Platten zerlegt, dort dringen spitze Nadeln in die Schmelzblöde ein und durchbohren sie mit derselben Leichtigkeit, wie eine Nähnadel ein Stück Tuch. Weiterhin schneidet eine andere Maschine das Eisen in dünne Blättchen, wie wenn man mit der Scheere Papier durchschneidet. Dieses ganze Rudel von lärmenden Bestien bewegt sich gleichzeitig und doch jedes auf seine eigene Art. Und immer sieht man Feuer, Feuer unter den Hämmern, Feuer in den Schmelzöfen, überall, allüberall Feuer. Und unaufhörlich überläßt ein entsehliger, immer wiederkehrender Schlag den Tumult der Räder, Dampfessel, Ambosse und Maschinen aller Art und läßt den Boden erbeben. Das ist der große Dampfhammer an der Arbeit.

Er befindet sich am Ende eines riesigen Gebäudes, das noch zehn oder zwölf andere Dampfhammer enthält. Jeder fällt nach einer gewissen Pause auf einen Blod weißglühenden Eisens, der dann einen Funkenregen nach allen Seiten schleudert, allmählich flach wird, sich trümmert, eine gebogene oder platte Form annimmt, ganz wie der Mensch es will.

Der große Dampfhammer wiegt hundertaufend Kilogramm. Wie ein Berg herabstürzt, so fällt er auf ein Stück Eisen in Hothgluth, das noch größer ist, als er selbst. Bei jedem Zusammenprall sprühen Garben von Feuerfunken umher, und man sieht, wie die Masse, welche das Ungeheim bearbeitet, immer dünner wird.

Mit fast größter Leichtigkeit steigt er empor und fällt dann wieder herab; ein einziger Mann steht in Bedeuna, indem er einen Hebel berührt; und so erinnert dieser Maschinenkoloss an jene wilden Thiere, die wie die Märchen erzählen — von Kinderhand gejähmt wurden.

Wir betreten jetzt das Walzwerk, das einen noch seltsameren Anblick bietet. Rote Schlangen ringeln sich am Boden, die einen dünn wie Fäden, die anderen dider wie Korbtaue. So gleichen die ersten erbolten Regenwürmern, die letzteren entsehligen Riesenschlangen. Hier macht man die Schienen für die Eisenzahnen.

Unfähig, Widerstand zu leisten, dehnt sich die rothe edige Stahlmasse unter dem Druck der Maschine aus und verwandelt sich in wenigen Sekunden in eine Stange. Eine Riesenzäge schneidet sie genau ab, andere Stangen folgen ihr in endlosem Zuge, ohne daß etwas die entsehlige Arbeit unterbricht oder verlangsamt.

Endlich verlassen wir die Werkstätten, ebenso schwarz wie die Heizer, erschöpft, fast glühend, und über unseren Häuptern breitet sich die dicke Rauch- und Dampfswolke aus, die sich langsam bis hoch am Himmel emporhebt.

O, wie sieht man sich! Jetzt nach einigen Blumen, nach einem Bach und frischem Gras, in das man sich werfen kann, ohne etwas denken zu müssen und ohne einen anderen Laut um sich zu hören, als das Murmeln des Wassers oder das Krähen eines Hahnens in der Ferne.

Stolz und Liebe.

Novellette von Anna Behnisch.

Das ging nun schon ins dritte Jahr, daß sie bei ihm studirte. Drei-mal in jeder Woche verbrachte sie mit ihrer älteren Begleiterin die Vormittage in seinem schlichten Atelier und topirte seine Originale, versuchte selber Neus zu gestalten und mühte sich mit einem ihr sonst fremden, rastlosen Eifer.

Barum sie gerade den unbekanntem Jüngling zu ihrem Meister ertoren? „Eine Marotte“ nannten es die sie umschwärzenden Kadavere der vornehmen Gesellschaft, der sie angehörte. „Sie lücht immer das Absonderliche“. Nur über ihre Beständigkeit wunderte man sich. Sie hatte schon in allen Künsten dilettirt und ihre unfruchtbarsten Studien bald kurzer Hand wieder aufgegeben. Sie konnte sich solches Herummachen ja leisten; denn sie war reich und unabhängig. Und sie suchte eine Lebensausfüllung, die pflichtlose Wittve, die noch immer auf das unbekannte Glück wartete. — Ihr Wesen war vertriebt von dieser Sehnsucht wenig. Es war hochfahrend und ablehend; den Dingen wendete die veredöhtte Frau Interesse zu, doch nicht den Menschen. Ihr pilantes, unregelmäßiges Geschickchen zeigte herbe, kalte Züge, die sie oft älter erscheinen ließen, als sie war. Nur in ihren dunkel-sammigen Augen, die sie selten voll erhob, lag's bisweilen wie eine schwüle Erwartung stürmischer Wetter, die einst die gebundenen Kräfte ihres Seelenlebens auslösen sollten.

Aber ihr Bildhauer schaute nie in diese Augen. Er wußte garricht, wie schön sie sein konnten, — wenn sie es wollte. Und ob sie gewollt hätte! Er betrachtete nur das Schaffen ihrer Hände, wie es seine Aufgabe als ihr Lehrer war, und tabelte und kritisirte schonungslos, wenn es zu tabeln gab. Und das gab es immer. Magdalena war völlig talentlos. Manchmal sah er die Zähne zusammen, damit er sich nicht veräße, und ihr die harte Wahrheit mit bitterer Ironie oder mit zornigen Worten entgegenzuschleuderte. Denn er lebte von ihrem Stunden-honorar.

Franz Büttensels war einer von den Glücklosen, denen nie ein freundlicher Zufall zu Hüffe kommt, um die Aufmerksamkeith der Defendlichkeit auf ihren Namen zu ziehen. Nachdem er erkannt, wie wenig Frau v. Heldern zu leisten versprach, hatte er sie trotz der glänzenden Bezahlung, die sie ihm bot, zurückgewiesen. — wenn seine Verhältnisse wie seine Stimmung nicht gerade auf dem Tiefpunkt angefallen gewesen wären. Aber fortgesetzt empfand er es als eine Unwürdigkeit, daß er gegenwärtig war, seine Zeit an so viel Unbegabung zu verschwenden. In der ganzen Art, in der er mit der jungen Frau verkehrte, war etwas Widerwilliges. Es setzte sich allmählich ein verhallener Groll gegen sie in ihm fest, der sich zum dumpfen Haß des Demokraten gegen die Begüterin steigerte, als sie ihm eines Tages antündigte, sie gedente, sich für ein halbes Jahr nach dem Süden zu begeben, um dort Gallerien und Museen zu studiren.

Sie, die Sätte, die die Dual ungeschliffener Schönheitssehnsucht nie gekannt, sollte an der Quelle trinken von der Herrlichkeit, die er nur hatte in Tröpseln rinnen sehen. Reffen! Sein Blut frieberie bei dem Gedanken und seine Seele brannte. Jahrzehnte seines Lebens hätte er darum gegeben, wenn's ihm vergönnt gewesen wäre, jetzt in der Vollkraft seines Schaffensdranges, in der Elasticität der Jugend die Welt zu sehen.

Anfangs hatte Frau von Heldern ihm mehr als einmal nahe gelegt, daß sie bereit sei, ihn in die Gesellschaft einzuföhren und ihm so seine Laufbahn zu schaffen. In seinem Starrsinn hatte er sie nicht verstehen wollen.

In seinem Herzen lebte ein anderes Frauenbild. Einer Augenblide hing er nach, der er einst Treue versprochen mit seinem Namensworte. Nur jedes Jahr einmal, wenn er in seine Heimath reiste, sah er das blonde, schlafte Mädchen wieder, und unter der Hoffnungslosigkeit der äußeren Verhältnisse waren sie einander scheinbar fast fremd geworden. Aber er wußte, daß sie trotzdem auf ihn harrie, und ihm verpörrte Marias Erscheinung und Wesen all die Poesie, die er für sein Schaffen und für sein Glück brauchte.

Die Geschichte von seiner unglücklichen Liebe war natürlich in den üblichen Entstellungen in weite Kreise geföhrt, man nannte sogar Maria's Namen. Auch Frau von Heldern hatte davon gehört, noch ehe sie sich als seine Schölerin gemeldet. Die Sache hatte ihn gerade noch ein bißchen interessanter für sie gemacht; sie nahm sie als bestes Stundengehülfe Frau nicht weiter ernsthaft — wie alle Jugendschwärmereien.

Und mittlerweile hatte sie sie längst vergessen. Voll stolzer Hoffnungen reiste sie ab, — die Studienfahrt würde sie das Wesen der Kunst ergründen lassen!

Schöner, fleißiger und arbeitsfroher lehrte sie wieder. Sie setzte Franz durch die Reife ihres tümftlichen Urtheils und eine neu erworbene Geschicklichkeit in der That in Erthauen. Er fürchtete fast, ungerichtet gehen zu werden zu sein. Er merkte es und war glücklich. Ihr Ehrgeiz erhob sich zu maßlosen Anstrengungen, um ihn zu befriedigen. Er verkehrte jetzt verbindlicher und milder mit ihr. Seine Selbstachtung wuchs in der Hoffnung, durch den jahrelangen Unterricht nicht nur sein Leben gestirft, sondern auch ein Talent gewekt zu haben. Seine selbstlose Liebe zur Kunst hatte etwas Fanatisches.

Da zeigte sie ihm einmal eine kleine Portraistudie, die sie daheim in der Stille geschaffen. Er sah das Werkchen an und streifte dann, beinahe erschrocken, mit ungläubiger Scheu das Gesicht seiner Schölerin. Und als sie lächelnd sagte, da kam etwas wie ein jubelnder Aufschrei von seinen Lippen, und in aufwallender Leidenschaftlichkeit faßte er sie bei beiden Händen und bat ihr in ungewöhnlich, erregten Worten das Unrecht ab, das ihr sein Urtheil oft gethan. Ein seliger Künstlerloß durchloberte ihn, nicht nur aus Marmor durste er Lebensgeleides formen — mit seiner Kraft hatte er in Lebendigen junge Schöpferkraft entzündet!

Magdalena debte unter Schauern der Siegeswonne. Doch nichts von Stolz war mehr in ihr; sie hätte vergehen mögen in Demuth und Hingebung.

Blühlich war sie verschwunden; sie hätte das Gluthen und Flammen in ihrem Innern nicht länger zu bemessern vermocht — und sie fürchtete ihre Geschicklichkeit, die jeden Augenblick eintreten mühte.

Aber nach wenig Stunden hatte der von zweifacher Offenbarung fast betäubte Bildhauer ein Brieflein in der Hand, in dem sie ihn mit dem Freiheitsrecht beglückter Liebe unter Jubel und Sehnsucht, unter süßer Kinderherlichkeit und heißem Wonnerauch beschürmte, zu kommen.

Und Magdalena wartete. Sie hatte Rosen in alle Räume ihres Heims bringen lassen, sie hatte ihre frei herab fluthenden nächtigen Haare und den schillernden Gürtel ihres festlich weißen Gewandes mit Rosen geschmückt, sie ließ sich auch auf ihren Duftwellen schaukeln in blühende Paradiese.

Der nächste Morgen brachte ihr den Ersehnten.

Zum ersten Male betrat Franz das Schloßthällein ihrer Villa. Sie wollte auf ihn zufliegen; bei seinem Anblick sanken ihre Arme schlaff herab. Er kam, um ihr zu sagen, daß er sie nicht länger unterrichten könne. Das Werk der Künstlerin habe ihn zur Erste entzündet; sein Herz bewahre einem anderen Weibe die Treue. —

Magdalena lag geröthet am Boden, als sie wieder allein war. Tagelang währte das Wetter verschmähter Liebe in ihr und drohte, sie zu zerreißen. Ihre Seele wand sich im Krampf. Dann fand sie Thränen — vereinzelte, tonnusthüßig. Und endlich strömten sie befreit wie ein milder, beschützender Gebitterregen. Als er versiegte, war der Tag um sie verkommen; aber aus den brechenden Wolken tauchten verpörrnde Sterne.

Ein neues Lebensziel war ihr aufgegangen. Nicht in der Kunst, die sie mißbraucht hatte, als sie eine Wüthe von der Hand eines fremden italienischen Künstlers ihrem Lehrer als ihr Werk ausgegeben, — nicht in der Liebe, um die sie die Unwürdigkeit verlegt, — aber in der Sorge für die Menschen, denen ihr Macht gegeben war, zu helfen.

Erst nach Jahren, als Franz und Marie sich längst emporgerungen, und man immer neue Proben von Frau von Heldern Wohlthätigkeitssinn berichten hörte, ahnten jene Beiden, wer die Spenderin jener Summe gewesen, die dem jungen Mädchen einst durch ein Bankhaus von Freunden der Kunst ihres Verlobten“ ausgegangen war und die für sie ein Kapital bederlet hatte, durch das es ihnen möglich wurde, ihr in Gemüthlichkeit gereiftes Lebensglück zu begründen.

Der Romanabschnitt in Nr. 3 der Fürstentum Waldener Zeitung enthielt die schöne Stillblüthe:

Er spricht es hinüber zu einem ziemlich verlebten monotonen Geacht, in welchem ein hochgelehrter „Es-ist-erreich!“-Bart den grammatikalischen Haupteffekt bildet.

Ein paar Zeilen weiter liest man: Er schneidet mit der linken Gesichtshälfte eine energische Frage, wobei die eine hochgetränkte Fortsetzung in der Beilage.)

Mit welcher Spannung haben da wohl die Leser nach der hochgestraubten Fortsetzung gegriffen.